

# Probekapitel

## Bernulf Kanitscheider: Die Materie und ihre Schatten

### I. Analytische und Synthetische Philosophie

#### 1. Die Grenzen der analytischen Philosophie

Die analytische Philosophie ist kein systematisches Gebäude von Auffassungen über einen einheitlichen Gegenstandsbereich, sondern eher ein Kanon von methodischen Regeln, wie man mit kniffligen begrifflichen Schwierigkeiten umgehen soll. Sie versteht sich als therapeutische Maßnahme gegen absurde und abstruse metaphysische Konzeptionen wie etwa negative Ontologien oder gar die Annahme der Existenz widersprüchlicher Welten wie sie Alexius Meinong entworfen hat.<sup>1</sup> Das Ziel einer analytischen Untersuchung ist danach, linguistische Illusionen, falsche Objektivierungen von bestimmten Ausdrücken wie „Der gegenwärtige König von Frankreich hat eine Glatze“<sup>2</sup> oder „Das runde Viereck ist quadratisch“ aufzulösen.

Aber nicht nur derartig triviale, gewöhnlich von niemandem behauptete Sätze lassen sich durch Sprachreinigung eliminieren, auch metaphysische Streitigkeiten wie die Frage, ob Gott auch unmögliche Welten schaffen könnte, werden durch logische Analyse aufgelöst. Es leuchtet ein, dass man nichts Unlogisches denken kann, weil wir sonst unlogisch denken müssten,<sup>3</sup> ebenso wenig kann man etwas der Logik Widersprechendes in der Sprache ausdrücken.<sup>4</sup> Damit sind auch theologische Fluchtwege verbaut, Gott selbst irgendwo in einem ontologischen Reich der Unmöglichkeit anzusiedeln, d. h. deutlicher gesagt, wenn der Gottesbegriff widersprüchlich sein sollte, existiert dieses Wesen apriori nicht. Erst wenn er widerspruchsfrei gedacht werden kann, lassen sich gute Gründe für die Existenz Gottes suchen, was nicht bedeutet, dass man diese Gründe auch finden wird.

Allerdings beschränkt Wittgenstein die philosophische Tätigkeit völlig auf derartige logische Untersuchungen. Die Restriktion der Aufgabe der Philosophie auf das Lösen bestimmter sprachlicher Rätsel bedeutete aber nicht nur einen Verzicht auf die pompösen metaphysischen Probleme der Tradition, sondern auch auf alle Ambitionen, im Verständnis der Welt, sei es Natur, Gesellschaft oder Geschichte, ein Stück weiterzukommen. Der frühe Wittgenstein bemühte sich zu zeigen, dass die philosophische Tätigkeit etwas mit dem Aufweis logischer Form zu tun hat.<sup>5</sup> Die Formen faktischer Aussagen über die Welt kann man herausarbeiten, durch Beispiele erläutern, aber nicht erklären, sie zeigen sich, aber ihre Existenz kann nicht auf etwas Tieferes zurückgeführt werden. Nichts wäre für den Wittgenstein des *Tractatus* vergeblicher gewesen, als nach den Ursachen der algorithmischen Kompressibilität der Welt, ihrer gesetzesartigen Verstehbarkeit zu suchen. Der Ansatz des *Tractatus* hätte es bereits verboten, in der Natur die Gründe für deren Intelligibilität auszumachen. Immerhin wird darin aber noch eine relativ optimistische Sicht von der Abbildbarkeit der Welt in den Sätzen der Wissenschaft verteidigt, auch wenn man den Grund für diese Repräsentierbarkeit des Faktischen in der Sprache nicht einsehen kann. Der späte Wittgenstein ist selbst in Bezug auf die Leistungsfähigkeit der Logischen Analyse skeptisch geworden. Auch ein so zentraler Begriff wie der der „Bedeutung“ scheint so schillernd vielfältig und unrekonstruierbar vage zu sein, dass Bedeutungstheorien regelmäßig scheitern. Es

---

<sup>1</sup> Alexius Meinong: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Barth-Verlag, Leipzig 1904.

<sup>2</sup> Bertrand Russell: On Denoting. In: *Mind* XIV, 1905, S. 479-493.

<sup>3</sup> Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus* 3.03.

<sup>4</sup> Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus* 3.031.

<sup>5</sup> Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus* 3 („Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke“).

scheint Sprachspiele zu geben, die untereinander gewisse Familienähnlichkeiten besitzen, aber eine adäquate, alle Erwartungen erfüllende Explikation von Bedeutung scheint nicht zu existieren. „Statt etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen gar nicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, – sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen verwandt.“<sup>6</sup>

Die Analytische Philosophie betreibt somit eine Art Selbstaflösung ihres Problemereiches, die kathartische Wirkung ihrer Klärung hat letztendlich das Ziel, die kopfzerbrechenden Konfusionen aufzulösen. Philosophie als analgetisches Therapeutikum für schmerzliche Wirrungen der Sprache eliminiert sich, wenn Klarheit geschaffen wurde und verbleibende faktische Probleme einer Wissenschaft zugeordnet worden sind. Da es echtes Wissen nur in den faktischen und formalen Wissenschaften geben kann, hat die Philosophie als solche keinen Gegenstand und keinen Problemereich, mithin keine kognitive Substanz. Aus analytischer Sicht lösen sich die meisten überkommenen Probleme als Pseudorätsel auf, die nur so lange Bestand hatten, weil die voranalytischen Denker die Fallstricke der empirischen Sprachen nicht durchschauten. Damit wurde ein radikaler Reduktionismus verteidigt, der neun Zehntel aller bisherigen Bemühungen um ein kohärentes Weltverständnis obsolet erscheinen ließ. Die Analytiker waren von einem ikonoklastischen Sendungsbewusstsein beseelt und von einem kaum zu überbietenden Optimismus in Bezug auf eine baldige Etablierung des rationalwissenschaftlichen Status der Philosophie. Jede Art einer Überlagerung von faktischem Erkenntnisanspruch und begrifflicher Reflexion, welche für die herkömmliche Philosophie konstitutiv war, sollte in Zukunft vermieden werden.<sup>7</sup>

Dementsprechend betrachteten die Analytiker in erster Linie die großen philosophischen Systeme der Vergangenheit, wie etwa die Theoriengebäude des deutschen Idealismus, mit äußerstem Misstrauen. Die Vorstellung, mit einer globalen Idee die großräumigen Zusammenhänge der Welt zu erfassen, erschien danach als Hochstapelei. Wenn größere systemübergreifende Verbindungen angezielt werden, so kann dies aus analytischer Sicht nur in einem lokalen Ansatz vorsichtiger konstruktiver Erweiterung erfolgen, aber nicht mit dem globalen intuitiven Feldherrnblick der arroganten Systembauer. Der Gegensatz ist vielleicht am besten durch den begrifflichen Gegensatz zwischen einer lokalen, versuchsweisen interdisziplinären Verknüpfung gegenüber einer globalen, absoluten, dominanten Hierarchiekonstruktion charakterisiert. Mit weniger bombastischen Termen: Wenn es eine Einheit der Natur gibt, ist sie aus dem fachwissenschaftlichen Wissen heraus schrittweise zu etablieren, nicht durch die Umsetzung einer umgreifenden philosophischen Idee. Historisch kann man den Gegensatz an den Personen Hegel kontra Alexander von Humboldt festmachen: Einmal gilt: Dass das Wahre nur als System wirklich oder dass die Substanz wesentlich Subjekt ist, ist in der Vorstellung ausgedrückt, welche das Absolute *als Geist ausspricht...* „Das Geistige allein ist das Wirkliche, es ist das Wesen oder Ansichseiende.“<sup>8</sup> Ein andermal hören wir: „Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzten Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu erliegen, den Geist der Natur zu ergreifen,

---

<sup>6</sup> Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, § 65. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1967.

<sup>7</sup> Jesús Mosterín: Ciencia Viva. Reflexiones sobre La Aventura Intelectual de Nuestro Tiempo. Espasa, Madrid 2001, S. 97.

<sup>8</sup> G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes. Felix Meiner, Hamburg 6. Aufl. 1952 (Philosophische Bibliothek, Bd. 114), S. 24.

welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt.“<sup>9</sup> In diesem Gegensatz hat die wissenschaftliche Philosophie längst für Humboldt Partei ergriffen.

Damit wurde der Philosophie aber nun einiges von ihrer Autonomie genommen. In jedem Fall konnte ein philosophischer Denkansatz nicht mehr auf derselben Ebene wie die empirische Wissenschaft angesiedelt werden. Die Philosophie besitzt aus analytischer Perspektive keinen privilegierten Informationskanal zur Welt, mit dem sie eine Ergänzung, Überhöhung oder Fundierung der faktischen Theorien auf den Weg bringen könnte.

Weiterhin wurde mit dieser Entthronung der Philosophie als Fundamentaldisziplin auch eine radikale Depotenzenierung der Historie verbunden. Die Weisheitslehrer der Vergangenheit verloren ihren autoritären Status, man konsultierte sie aus nostalgischen, bildungsdemonstrativen und nur selten aus echt kognitiven Motiven heraus. Den Analytikern fehlte jeder devote Respekt vor den Denkern der Tradition, die fast heiligmäßige Verehrung, die Platon in der christlich geprägten abendländischen Metaphysik genoss, wurde von Popper in rüder Weise missachtet, als er in der *Offenen Gesellschaft* den griechischen Mythologen als Dogmatiker und Vordenker des Absolutismus entlarvte.

Die logische Abbruchtätigkeit traf natürlich mit voller Wucht die Theologie, jenen Versuch, den Mythos der Religion mit den Mitteln der Philosophie zu rationalisieren. Die Analytiker des 20. Jahrhunderts vollendeten, was die Aufklärer des 18. Jahrhunderts begonnen hatten, nämlich zu zeigen, dass der magische Kern, den alle Religionen besitzen, nicht vollständig auf den Begriff zu bringen ist.<sup>10</sup> Sie machten mit der Skepsis gegenüber allen intuitiven Welt- und Transzendenzgefühlen Ernst und dekonstruierten den kognitiven Anspruch der emotiven und appellativen Funktion der Sprache. Jenseits von Deskription und Argumentation, jenseits von Erfahrung und Logik gibt es nichts zu wissen. Im destruktiven Teil des analytischen Unternehmens konnten die Logiker des 20. Jahrhunderts bedeutende Erfolge vorzeigen. Russell, Carnap und Quine setzten Rationalitätsstandards, hinter die zurückzufallen sich auch moderne Metaphysiker schämen müssen. Gilbert Ryles Vertreibung des Geistes in der Maschine, seine Elimination von dualistischen Gespenstern aus dem Leib-Seele-Problem sind Marksteine des Denkens, die moderne Autoren, die sich dem Bewusstseinsproblem nähern wollen, nicht überschreiten können.

Zankapfel und Stolperstein in der Analytischen Philosophie<sup>11</sup> waren die Präzisions- und Formalisierungsideale. Klarheit ist lobenswert, hier bestand allgemeine Übereinstimmung, aber wie weit lässt sich Begriffsschärfe treiben und welchen Stellenwert hat letztlich die Formalisierung von Problemen in einer künstlichen Sprache? Lassen sich damit wirklich alle Vagheiten und Doppeldeutigkeiten eliminieren? In diesem konstruktiven Bereich hat die analytische Philosophie bis heute nicht die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt. In Bezug auf die grundlegenden Unterscheidungen konnte keine Einigkeit erzielt werden. Bezüglich der Abgrenzung von Wissenschaft von anderen sprachlichen Produkten waren sich schon die Gründungsväter der rationalen Philosophie Rudolf Carnap und Karl R. Popper uneinig. Ist das, was jenseits des Sinn- bzw. Abgrenzungskriteriums liegt, unbrauchbarer Unsinn oder heuristisch einsetzbare

---

<sup>9</sup> Alexander von Humboldt: *Kosmos: Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Eichborn, Frankfurt am Main 2004, S. 10.

<sup>10</sup> Antony Flew: *God, Freedom and Immortality. A critical Analysis*. Prometheus Books, Buffalo 1984; William Bartley: *Flucht ins Engagement*. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1987; Norwood Russell Hanson: *What I do not believe, and other essays*. D. Reidel Publishing Company, Dordrecht/Holland 1971.

<sup>11</sup> Nicholas Rescher: *The Rise and Fall of Analytic Philosophy*. In: *American Philosophy Today and Other Philosophical Studies*. Univ. Press of America, Lanhan 1994.

Protowissenschaft? Soll man die Texte der Metaphysik ins Feuer werfen oder als fruchtbaren Nährboden für kommende wissenschaftliche Theorien kultivieren?

Für die Rolle der Metaphysik ist auch eine klare Abgrenzung der analytischen und synthetischen Sätze wichtig. Immerhin hatte Kant die Frage der Metaphysik an den synthetischen Sätzen a priori festgemacht, deren Existenz die Analytiker jedoch durchwegs verneinten. Eine eindeutige Distinktion von inhaltvollen Aussagen über die Welt und inhaltlich leeren formalen Sätzen wäre z. B. ganz wesentlich für die Trennung von Mathematik und Physik, von Ideen- und Weltwissenschaft gewesen. Es zeigte sich aber vor allem durch die Untersuchungen von Willard Van Orman Quine, dass das ursprünglich so eindeutig scheinende Begriffspaar mit wachsender Analyse an Schärfe und Deutlichkeit verlor. Jedes Mal, wenn ein neuer Explikationsvorschlag gemacht wurde, brachte jemand ein kontraintuitives Gegenbeispiel, das die Klärung wieder in Frage stellte, so dass am Ende kaum von einer definitiven kognitiven Ausbeute des ganzen Klärungsverfahrens gesprochen werden konnte. Die Analytisch-Synthetisch-Debatte erinnerte sehr an die frühere Auseinandersetzung um ein schlüssiges *Sinnkriterium* für wissenschaftliche Aussagen, die letztlich auch nicht entschieden werden konnte, sondern die immer weiter ausfaserte und anschließend vergessen wurde.

Eine ähnliche Situation trat auch bei den Wahrheitstheorien auf, wo die Protagonisten der Korrespondenz-, der Konsens- und der Redundanz-Fraktion eine Debatte auf hohem Niveau führten, ohne allerdings die Überlegenheit eines Wahrheitsbegriffes für alle Kontexte zeigen zu können. Vielleicht ist es ja wirklich so, dass man in verschiedenen Sachzusammenhängen am besten mit einem unterschiedlichen Wahrheitsbegriff auskommt: in den Naturwissenschaften die Übereinstimmung eines Satzes mit der Wirklichkeit, in den Sozialwissenschaften die Zustimmung aller Beteiligten und im Alltag die Überflüssigkeit, da ohnehin nicht auf der linguistischen Metaebene reflektiert wird.

Am deutlichsten wurde das Ungenügen des Rückzuges der Philosophie auf die Metaebene beim *Wertbegriff* sichtbar. Die frühen Analytiker, die logischen Empiristen hatten sich aus der Wertdiskussion überhaupt herausgehalten, weil sie diese für unrekonstruierbar konfus hielten. Das Wahre, das Gute, das Schöne, einst die hehren Zielvorgaben einer platonisierenden Ethik, entpuppten sich als dermaßen imprägniert durch subjektive persönliche Vorlieben, aus denen man kein argumentatives Potential gewinnen konnte, dass sich die meisten Analytiker auf die Metaebene zurückzogen, wo man erstweilig von dem Vorwurf der ungerechtfertigten Parteilichkeit frei war.<sup>12</sup> Hier ging es ja nur um Beschreibungen der Verwendungweise der moralischen Termini und nicht wirklich um Wertungen. Auch die vielen Abhandlungen zum naturalistischen Fehlschluss bezogen sich immer wieder nur auf die Trennung der beiden Satzklassen, der deskriptiven und der präskriptiven, ohne je für irgendeine Normierung oder Wertung Partei ergreifen zu wollen noch zu müssen. Damit befanden sich die Metaethiker auf sicherem Grund, aber um den Preis des Verzichtes auf Entscheidungen in allen brennenden moralischen Fragen.

Letztendlich wollen wir aber nicht nur wissen, wie die Menschen den Ausdruck „gut“ verwenden, sondern es geht darum, Entscheidungen zu fällen, von denen wir hoffen, dass sie nachträglich als „gut“ zu beurteilen sind. Das Leben zwingt uns in Alternativsituationen zur Stellungnahme und zu bestimmten konkreten Handlungen. Moralische Entscheidungs-Zwickmühlen lassen sich nicht mit Hinweis auf einen Sprachgebrauch auflösen. Zudem droht noch Gefahr von anderer Seite: Verteidiger ideologischer Systeme, wie Religionen und politische Richtungen, haben keineswegs die intellektuellen Skrupel der Metaethiker, bedenkenlos geben sie, auch ohne vor-

---

<sup>12</sup> John Jamieson Carswell Smart: *Ethics, Persuasion and Truth*. Routledge, London 1982.

heriges rationales Reflektieren, Anweisungen für Handlungsentscheidungen, zumeist aber mit dezidierten Macht- und Herrschaftsinteressen. Aus diesem Grunde ist es sehr wohl für den freien Menschen von Bedeutung, der ein autonomes, selbstverantwortetes Leben führen möchte und nicht eines, das fremdbestimmt und somit aus zweiter Hand ist, wenn er sich rationaler, aber materialer Ethik anvertraut. Der Rückzug der Philosophie auf die Sprache der Moral und die Metaethik lässt alle jene, die rationalen Orientierungsbedarf haben, im Regen stehen. Die antiken Glücksethiken sind das beste Beispiel dafür, dass die Philosophie mit Hilfe der Vernunft und einem angemessenen anthropologischen Hintergrundwissen durchaus beherzigenswerte Ratschläge erteilen kann.

Aber nicht nur in der Linguistik der ethischen Sprache, sondern auch bei vielen kniffligen Problemen der deskriptiven Begrifflichkeit zeigt sich ein seltsamer Zug der logischen Analyse: die angestrebte Klärung wird nicht nur nicht erreicht, sondern stattdessen stellt sich eine höhere Komplexität von Fragen ein. Durch die logische Lupe wird eine Detaillierung der Problematik in eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von einer Fülle erreicht, die die Verwirrung nur auf eine höhere Ebene der Reflexion hebt. Als Beispiel sei nur die Auffächerung der Kontroverse zwischen Adolf Grünbaum und Hilary Putnam über das Problem der Maßbestimmung in einer Riemannschen Mannigfaltigkeit genannt, an der ich mich ebenfalls lange beteiligt habe,<sup>13</sup> die aber nach einer Epoche angestrenzter Analyse aus der öffentlichen Diskussion verschwunden ist.

Auch die Erhöhung des technischen Analyse-Aufwandes durch Axiomatisierung und Formalisierung vernebelte meist nur die Tatsache, dass alle den Überblick verloren hatten. Ab einem bestimmten Grad der Kalkülierung reduzierte sich erst einmal drastisch die Zahl der potentiellen Leser und Verfolger der Problematik. Die Fragen wurden dann nur mehr in eingeweihtem Kreis behandelt, und diese formalistische Esoterisierung war der erste Schritt, das Problem dem Fluss der Vergänglichkeit zu überantworten. Zwar tauchten manche sophistischen Fragen dann später in neuem Gewand auf, aber kaum jemand erkannte sie dann als jene wieder, die man ein paar Jahre früher aufgrund formalistischer Überladung fallengelassen hatte. Wittgensteins dichotomisches Ziel, alle Probleme der philosophischen Tradition entweder als logischen Unfug zu entlarven oder in fachwissenschaftliche Probleme zu transformieren, wurde so gut wie nie erreicht.

Wie Nicholas Rescher überzeugend gezeigt hat, ist die natürliche Sprache, in der alle philosophischen Probleme erst einmal entstehen – ehe sie in ein formales Korsett gesteckt werden – viel zu plastisch und flexibel, um eine eindeutige Analyse zu erlauben. Hier tut sich eine tiefe Kluft zwischen Klären und Erklären auf.<sup>14</sup> *Explikationen* verzweigen sich in immer größere Mannigfaltigkeiten, ohne dass ein Teil von diesen Varianten definitiv eliminiert werden könnte; alle führen weiterhin eine virtuelle Existenz, alle bleiben Möglichkeiten, wie man das Explikandum verstehen könnte. Bei *Explanationen* hingegen sondert die Empirie zumindest einen Teil der Varianten des ursächlichen Zustandekommens eines Phänomens aus; auch wenn nicht gleich eine eindeutige Erklärung zu Tage tritt, einige Ursachen können mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Dies soll nun nicht so verstanden werden, dass nun wieder der begrifflichen Konfusion oder gar intuitiven Erkenntnisformen das Wort geredet wird. Nur ist Wittgensteins Königsweg zur Lösung philosophischer Probleme höchstens notwendig, aber keineswegs hinreichend,<sup>15</sup> vielleicht manchmal nicht einmal das erstere. Es mag sein, dass ein gedankliches Chaos mehr Kreativität enthält als zu viel, vor allem zu frühe

---

<sup>13</sup> Bernulf Kanitscheider: Vom absoluten Raum zur dynamischen Geometrie. Bibliographisches Institut, Zürich 1976, S. 76.

<sup>14</sup> H. D. Lewis: Clarity is not enough: Essays in Criticism of Linguistic Philosophy. Allen and Unwin, London 1963.

<sup>15</sup> Nicholas Rescher: The Rise and Fall of Analytic Philosophy, Univ. Press of America, Lanhan 1994, S. 39.

Formalisierung, dass voreilige Präzision fruchtbare Möglichkeiten wegfiltert. Natürlich sollte sich am Ende vieler Überlegungen eine dominante Idee als führend durchsetzen und dann kann sie auch schärfer gefasst werden. Ein zur Unzeit eingebrachtes Exaktheits-Verfahren zementiert jedoch eher Gegensätze und erzeugt ein undurchsichtiges Gewirr von vernetzten Möglichkeiten.

Analyse allein ist somit kein Instrument, das den Erkenntnisfortschritt antreibt, sondern eher ein Vergrößerungsglas, das die unergründliche fraktale Komplexität der menschlichen Sprache sichtbar werden lässt. Vielleicht ist dies auch eine Einsicht, aber nicht jene, die man sich erhoffte, als man das analytische Programm auf den Weg gebracht hat. Man denke etwa nur an das Realismusproblem, das am Anfang durch Carnaps Untersuchung „Scheinprobleme der Philosophie“ als eine unlösbare Pseudofrage abgetan wurde,<sup>16</sup> dann aber verstärkt in der analytischen Diskussion aufgegriffen und – einschließlich von Karl R. Popper – vielfach im affirmativen Sinne eines hypothetischen Realismus beantwortet wurde.<sup>17</sup> Später hat dann Hilary Putnam<sup>18</sup> nur die interne Variante des Realismus verteidigt und Bas van Fraassen<sup>19</sup> hat sich danach mit dessen Abschwächung zu einem konstruktiven Empirismus begnügt. Diese Karriere oder auch Odyssee der basalen Realismusfrage zeigt die geringe Konvergenz auf, die durch das logische Handwerkszeug erzielt worden ist. Man hätte sich doch eigentlich vorstellen können, dass zumindest der kognitive Charakter der epistemologischen Grundfrage mit Hilfe der Logik geklärt würde. Aber ähnlich wie beim Wahrheitsproblem ist nicht einmal völlige Einigkeit darüber erzielt worden, ob die Existenz einer bewusstseins-transzendenten, objektiven Welt eine notwendige oder redundante ontologische Forderung für eine fruchtbare Arbeit der Wissenschaft darstellt.

Nun ist es nicht so, dass ich persönlich nicht eine entschiedene Präferenz für einen epistemologischen Standpunkt hätte, den ich auch mehrfach versucht habe, sorgfältig zu begründen, ebenso gibt es viele weitere Kollegen, die den erkenntnistheoretischen Idealismus für absurd halten. Was hingegen verwundert, ist, dass sich unter Voraussetzung der Logik, die für alle Wissenschaftstheoretiker gleich ist – sofern sie nicht irgendeiner parakonsistenten Variante anhängen – nicht eine Position in der Realismus / Idealismus-Kontroverse definitiv durchsetzt. Hier scheint irgendetwas mitzuspielen, was über die Logik hinausgeht, vielleicht eine psychologisch-menschliche Komponente, die dem einen die Phänomen-Welt als ein nicht zu durchbrechendes Gefängnis erscheinen lässt, es dem anderen dagegen eine Absurdität zu sein dünkt, dass der Mond einen unbestimmten ontologischen Status annehmen soll, wenn er nicht mehr beobachtet wird.

Obwohl die analytische Philosophie vielen externen Attacken ausgesetzt war, die ihr geringen metaphysischen Tiefgang, das Fehlen von Metaphorik, den Mangel an Mythen und einen dramatischen Problemverlust vorwarfen,<sup>20</sup> hat sie sich viel eher durch ihre interne Entwicklung, durch ihre überzüchtete formale Spitzfindigkeit und ihren akuten Relevanzmangel für alle Probleme, die die Menschen in philosophischer Hinsicht bewegen, ins Abseits manövriert. Durch ihre Arroganz allen Fragen gegenüber, die sich

---

<sup>16</sup> Rudolf Carnap: *Scheinprobleme in der Philosophie – Das Fremdpsychische und der Realismusstreit*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1976.

<sup>17</sup> Karl R. Popper: *Objektive Erkenntnis: Ein evolutionärer Entwurf*. Hoffmann und Campe, Hamburg 1995.

<sup>18</sup> Hilary Putnam: *A Defense of Internal Realism*. In: *Realism with a Human Face*. Harvard Univ. Press, Cambridge (Mass.) 1992, S. 30-42.

<sup>19</sup> Bas van Fraassen: *The Scientific Image*. Clarendon Press, Oxford 1980.

<sup>20</sup> Odo Marquard: *Einheitswissenschaft oder Wissenschaftspluralismus?* In: B. O. Küppers: *Die Einheit der Wirklichkeit*. Fink, München 2000, S. 63. Marquard verteidigt explizit die Notwendigkeit von zwei Wissenschaftskulturen mit unterschiedlichen Rationalitätsstandards, wobei der geisteswissenschaftlichen Methode die Erzählkunst zu eigen ist, die ohne Bedenken Mehr- und Vieldeutigkeiten in Kauf nehmen darf, ja diese als Tugenden sogar pflegen soll.

nicht in ihrer Formalsprache<sup>21</sup> ausdrücken ließen, wurde sie marginalisiert und auf die Seite geschoben. Durch ihre Scholastik haben sich große Teile der analytischen Philosophie als narzisstisches Glasperlenspiel ausgewiesen, das den Anschluss an die spannenden begrifflichen Probleme der Einzelwissenschaften ebenso wie auch an die drängenden Fragen der Zeit verloren hat. Wenn die rationale Philosophie nicht völlig in die Inaktualität versinken will, muss sie die alleinige Allianz mit der Logik aufgeben und sich der Neurobiologie, den Kognitionswissenschaften und der Informatik nähern.

Vielen Philosophen ist es noch gar nicht aufgefallen, dass gerade diese neue Wissenschaft der Nachrichtenübertragung – neu relativ zur uralten Philosophie – massiv in die philosophische Domäne einbricht. Erkenntnistheoretiker haben sich immer wieder den Kopf zerbrochen, wie man herausfinden könnte, ob ein Problem letztendlich – gegeben beliebig viel Zeit und viele Generationen von denkenden Wesen – lösbar ist oder nicht.<sup>22</sup> Kant kommt in seiner Analyse der antinomischen Erkenntnissituation der Kosmologie zum negativen Ergebnis: Die großen Fragen nach der räumlichen und zeitlichen Erstreckung des Kosmos sind unlösbar. Auch wenn heutige Kosmologen der relativistischen Astrophysik keineswegs dieser Meinung sind, es ist doch bemerkenswert, dass in den traditionellen Erkenntnistheorien nur die dichotomische Frage im Mittelpunkt stand, ob das Problem von irgendeinem Vernunftwesen gelöst werden kann oder nicht. Die viel wichtigere Frage nach der Schwierigkeit des Problems, nach der Denkzeit, die man aufwenden muss, nach der Investition, die man tätigen muss, um das Problem für endliche Vernunftwesen handhabbar zu machen, wurde in kaum einer klassischen Erkenntnislehre gestellt. Gerade hier gibt die Informatik neue Antworten.

Die Informatik transformiert das Erkenntnisproblem in die Frage nach der Existenz eines Algorithmus, und neben der Klassifikation aller Probleme in algorithmisch lösbare und unlösbare interessiert sie sich für die *Schwierigkeit* der algorithmischen Aufgaben. Den traditionellen Erkenntnistheoretikern war nicht bewusst, dass es beliebig schwierige Fragestellungen geben kann, z. B. solche, die mehr Energie verbrauchen würden, um sie zur Lösung zu führen als im beobachtbaren (kausal zusammenhängenden) Universum vorhanden ist. Mit einem oberflächlichen Verweis auf den pragmatischen Charakter dieser Begrenzung lässt sich eine solche Erkenntnissschranke nicht abschieben. Die Informatik reicht aber noch ein gutes Stück tiefer, sie vermag sich nämlich sogar der Frage nach dem Grund der Erkennbarkeit der Welt zu nähern. Erdgebundene Forscher werden diese Frage gerne mit der Bemerkung abweisen, dass dies nur ein Stück nutzlose Apriori-Metaphysik darstelle. Dementsprechend muss man einfach abwarten, ob sich akkumulierender Erfolg einstellt und kann maximal aposteriori seiner Freude Ausdruck geben, wenn eine starke Theorie allen kritischen Prüfungen widerstanden hat. Vorab über die endliche oder unendliche Komplexität der Welt zu spekulieren, ist für die meisten im aktuellen Wissenschaftsbetrieb eingespannten Forscher Zeitverschwendung. Bei besonderen Gelegenheiten pflegen Theoretiker allerdings intuitive Bekenntnisse über den vermutlichen Fortgang der Wissenschaft abzugeben. Newton, Einstein, Popper<sup>23</sup> äußerten sich zumeist im Sinne einer niemals abbrechenden Aufgabe, wobei Einstein sein besonderes Augenmerk auf die Tatsache der Verständlichkeit der Welt richtet: „Das ewig Unbegreifliche an der Welt ist ihre Begreiflichkeit.“<sup>24</sup> Wörtlich genommen würde Einsteins Diktum bedeuten, dass der Grund für die Verständlichkeit, die Theoretisierbarkeit, die Gesetzesartigkeit der Phänomene prinzipiell unauffindbar bleiben muss.

---

<sup>21</sup> Richard M. Rorty: The Linguistic Turn: Essays in philosophical method. Univ. of Chicago Press, Chicago 1997.

<sup>22</sup> Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Reclam, Leipzig 1878.

<sup>23</sup> Karl R. Popper: Logik der Forschung. Mohr, Tübingen 1976, S. 225.

<sup>24</sup> Albert Einstein: Mein Weltbild. Ullstein, Berlin 1957.

Natürlich gab es eine Reihe von metaphysischen Ansätzen, die Regularität der Welt zu erklären, von der pythagoreischen Vermutung, dass die  $\Delta\Pi Z$  der Welt von der Art einer Zahl ist, über die platonische Idee, wonach der außerweltliche Demiurg das Universum nach symmetrischen geometrischen Formen gebaut hat, zur Hypothese von Leibniz, dementsprechend Gott die vollkommenste Welt geschaffen hat, eine Welt, die mit der einfachsten Struktur die reichhaltigsten Erscheinungsformen verbindet.<sup>25</sup> Leibniz verknüpfte seine Einfachheitsvorstellung mit der Idee der besten aller möglichen Welten. Seine Argumentation ist in erster Linie auf die Theodizee ausgerichtet, die Verteidigung der Vereinbarkeit von Gottes Güte mit den Übeln der Welt. Die epistemische Einfachheit steht deshalb im Dienst der theologischen Verteidigung Gottes und richtet sich gegen den möglichen Vorwurf, das Böse in der Welt gewollt zu haben. Mit rein säkularem Interesse weist dann Hermann Weyl<sup>26</sup> auf die erstaunliche Tatsache hin, dass die Welt bei tieferem Eindringen eine im wachsenden Maße einfache Gesetzesstruktur aufweist und nicht, wie man erwarten würde, bei größerer Auflösung der Details immer komplexer wird. Diese Einfachheit nicht nur staunend zur Kenntnis zu nehmen, sondern wirklich zu verstehen, hat sich der neue informationstheoretische Zugang zum Erkenntnisproblem als Ziel gesetzt. Ohne die Computerwissenschaften hätte es diesen neuen Impuls für die epistemologische Grundfrage der Erkennbarkeit der Welt nie gegeben. Gregory Chaitin,<sup>27</sup> Stephen Wolfram<sup>28</sup> und Edward Fredkin<sup>29</sup> haben der Philosophie mit ihrer Betonung der berechenbaren Komplexität eine völlig neue Wendung gegeben. Dabei kann man das Gewicht entweder auf die Zeit-Komplexität (Wolfram) oder auf die Informations-Komplexität (Chaitin) legen, in jedem Fall erhält die Frage nach der Begreiflichkeit der Welt, nach ihrer Intelligibilität, eine wesentlich durchsichtigere Form, wenn man Verstehbarkeit mit algorithmischer Kompression übersetzt und eine Theorie danach beurteilt, wie stark sie die Datenmenge, welche sie umfasst, kompaktifizieren kann. Eine Fülle von vorher unbehandelbaren Problemen, wie etwa die mögliche Existenz einer umfassenden Theorie (TOE), wird jetzt beurteilbar, unabhängig davon, wie weit die tatsächliche Konstruktion einer einheitlichen Theorie aller Kräfte bereits fortgeschritten ist.

---

<sup>25</sup> G. W. Leibniz: *Metaphysische Abhandlung*. Meiner, Hamburg 1958 (Philosophische Bibliothek, Bd. 260).

<sup>26</sup> Hermann Weyl: *Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften*. Oldenbourg, München 1928. Section 23A, S. 150.

<sup>27</sup> Gregory Chaitin: *From Philosophy to Program Size Key Ideas and Methods*. Institute of Cybernetics at Talinn Technical University, 2003.

<sup>28</sup> Stephen Wolfram: *A new Kind of Science*. Wolfram Media, Champaign (Illinois) 2002.

<sup>29</sup> Edward Fredkin: *Digital Philosophy*. <http://digitalphilosophy.org> (2001).